

Avery Williams

EVERLIGHT

Das Buch der Unsterblichen

ROMAN

Aus dem Englischen von Sabine Thiele
Mit Illustrationen von Nina Nowacki



KNAUR

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel
»The Alchemy of Forever« bei Simon & Schuster, New York.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



© 2012 Alloy Entertainment

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© 2012 Knaur Verlag

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt

Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Published by arrangement with Rights People, London

Redaktion: Angela Troni

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: Gettyimages/Chris Collins

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Illustrationen: Nina Nowacki

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-426-65326-5

2 4 5 3 1

Für Conor

Den krönt nicht die Unsterblichkeit,
der sich scheut, den Stimmen
der Ewigkeit zu folgen.

JOHN KEATS

Prolog

London, 1349

Ich fühle mich, als hätte ich mein ganzes Leben lang auf den Maskenball gewartet. Mit meinen vierzehn Jahren bin ich nun im heiratsfähigen Alter und darf endlich daran teilnehmen. Das Licht der Fackeln zuckt über die Sandsteinfassade von Lord Suffits Palast an der Themse, und die in mein Haar eingeflochtenen Rosen duften berauschend und süß. Rasch ziehe ich mir die Maske übers Gesicht, bevor ich den großen Türbogen durchschreite.

Da erblicke ich mich in einem Spiegel.

Ich trage ein weißes Kleid mit hoch angesetzter Taille, das wie Wasser an mir herabfließt und in das goldene Fäden an den Nähten eingearbeitet sind. Die Ärmel liegen eng an den Oberarmen an und laufen ab den Ellbogen breit aus, wie zwei Schwingen. Die goldene Maske in der Form eines Schmetterlings ist mit Kristallen und Glasperlen besetzt. Ihre Spitzen zeigen in Richtung des silbernen Netzes, das den dicken Haarknoten an meinem Hinterkopf zusammenhält.

Für einen Moment verwirrt mich die Maske. Bin das wirklich ich im Spiegel? Zögernd hebe ich eine Hand an die Wange, und das Mädchen mir gegenüber tut es mir gleich.

Beruhigt drehe ich mich um und folge meinen Eltern und den Klängen der Leiern und Lauten, der Tamburine und

Trommeln bis zum Ballsaal. In der Tür bleibe ich stehen und betrachte die maskierten Tänzer: Frauen in Gewändern aus Samt und Seide, die sanft über den Boden streifen, während sie sich im Kreis drehen, Männer, die einen Kreis um sie herum bilden, das Licht der Kerzenleuchter, das sich an ihrem Kopfputz bricht. Obwohl ich mein ganzes Leben in London verbracht habe, erkenne ich niemanden.

Ich merke, wie jemand neben mich tritt, und drehe mich um. Ein junger Mann, ganz in Schwarz gekleidet, mit weißblondem Haar und einer roten Maske steht neben mir. Er bietet mir einen Kelch mit Granatapfelwein an, und als ich einen Schluck davon nehme, spüre ich die brennende Süße in meiner Kehle.

»Ihr solltet tanzen«, sagt er.

»Aber ich erkenne niemanden«, erwidere ich, wobei ich mich frage, ob ich ihn vielleicht kenne.

»Das ist der Sinn der Sache«, antwortet er, die blauen Augen lebhaft hinter der scharlachroten Maske. »Die Verkleidung soll uns die Freiheit geben, all jene Dinge zu tun, die wir unter normalen Umständen nicht tun würden, etwa für eine Nacht in die Rolle eines vollkommen anderen Menschen zu schlüpfen.«

Ich mustere ihn. »Kennen wir uns?«

Lachend wirft er den Kopf zurück. »Ich denke nicht. An Euch würde ich mich erinnern, da bin ich mir sicher. Aber vielleicht sind wir uns schon mal begegnet. Wir werden es niemals erfahren.« Er bietet mir seinen Arm und führt mich auf die Tanzfläche.

Nur für kurze Zeit sind wir Partner, bis wir im Formations-tanz getrennt werden. Mehr als nur einmal sehe ich in seine

Richtung, und jedes Mal begegnet er meinem Blick, folgt mir mit diesen lebhaften blauen Augen durch den Raum. Ich bin überaus dankbar für die Maske, als ich spüre, wie mir eine vertraute Wärme in die Wangen steigt. Doch am Ende des Stückes ist er verschwunden.

Allein schendere ich durch die Menge, erhitzt und leicht benommen. Der Wein, der Tanz, das Gedränge – es ist einfach zu viel. Ich folge den Fackeln einen steinernen Korridor entlang durch einen Hof bis in den Garten, wo ein Zauberer eine Menschenmenge unterhält. Verzückt sehe ich zu, wie er eine Taube aus der Luft zaubert und den Vogel dann über seinem Kopf freilässt.

»Er ist ein Scharlatan«, sagt plötzlich jemand hinter mir. Ich wirbele herum und sehe mich dem Mann mit der scharlachroten Maske gegenüber. »Es ist wunderbar«, rufe ich aus. »Er hat einen Vogel herbeigezaubert!«

»Das hat er nicht getan, er hat die Zuschauer nur hinters Licht geführt. Aber«, er streckt die Hand aus, »wenn Ihr Euch mir anschließen wollt, werde ich Euch etwas zeigen, das wirklich verzaubert.«

Fasziniert nehme ich seine Hand und lasse mich von ihm von der Menge wegführen. Als wir die Tore des Anwesens erreichen, zögere ich.

»Ich sollte nicht von hier weggehen. Meine Eltern werden sich Sorgen machen.«

»Es ist gleich da drüben, auf der Straße«, verspricht er mir, also folge ich ihm widerstrebend um eine Ecke und gehe mit ihm auf einen Garten voller Rosensträucher gegenüber der Themse zu. Ich kann ihren süßen Duft riechen, der sich mit dem Geruch der Fackeln vermischt. Neben einer Steinbank

bleiben wir stehen, und er lässt meine Hand los. »Darf ich?«, fragt er.

Ich bin mir nicht sicher, was er als Nächstes tun wird, aber ich nicke zustimmend. Er greift nach meinem Haar, zieht sanft eine der Rosen hervor und birgt sie in seiner Handfläche. Sie ist immer noch tiefrot, doch die Blütenblätter sind verwelkt, ihre Spitzen schon ausgetrocknet.

»Die Menschen suchen immer nach der Magie, obwohl die Natur die wahren Wunder bereithält«, sagt er, während er eine kleine Glasphiole aus seiner Tasche zieht. »Diese Blume hier ist tot. Damit wollte ich Euch nicht zu nahe treten, Mylady.« Er lächelt. »Die Rosen in diesem Garten dagegen sind immer noch sehr lebendig.«

Er öffnet die Phiole und lässt einige Tropfen daraus auf den Stielansatz der toten Rose fallen, dann hält er sie an einen dornigen Zweig des lebenden Rosenbusches. Nach ein paar Sekunden nimmt er die Hand weg, und ich atme zischend ein.

Die rote Rose aus meinem Kopfputz steht nun wieder in voller Blüte, die Blätter sind so zart wie früher.

»Magie?«, flüstere ich.

»Wissenschaft«, antwortet er.

Ich bin erstaunt und entzückt zugleich. »Es ist mir egal, wie Ihr es nennt«, erwidere ich. »Für mich ist es Magie.«

»Würdet Ihr Eure Maske abnehmen?«, fragt er und blickt mir tief in die Augen. »Ich muss wissen, wer Ihr seid.«

»Nur, wenn Ihr auch die Eure absetzt.«

Er nickt, und ich löse die Bänder, die den Schmetterlingsrahmen vor meinem Gesicht halten. Da nimmt er ebenfalls seine Maske ab, die dieselbe Farbe hat wie meine Rose.

Wir sehen uns an und sind beide überrascht.

»Seraphina«, sagt er atemlos.

»Cyrus«, entgegne ich erstaunt.

Cyrus ist der Sohn des Apothekers, und ich habe ihm schon mehr als einen verstohlenen Blick zugeworfen, wenn er und sein Vater zu Besuch kamen. Er sieht gut aus mit seinem weißblonden Haar, den markanten Wangenknochen und den lebhaften Augen. Wenn ich vom Heiraten träume, stelle ich mir oft Cyrus als Ehemann vor.

»Du bist noch hübscher, als ich es in Erinnerung hatte«, sagt er. Offensichtlich hat auch er an mich gedacht. »Hiermit gelobe ich: Ich werde deine Familie aufsuchen und bei deinem Vater vorsprechen. Und bei unserem nächsten Wiedersehen werde ich dir mehr als nur Blumen mitbringen.«

Ich kann nichts dagegen tun, dass ich über und über erröte. Ich bin überwältigt, benommen und geblendet. Der berauschende Duft der Rosen erfüllt meine Sinne, und ich schließe die Augen. Ist das mein Schicksal?

Wir bemerken die beiden Gestalten nicht, die sich uns aus den Schatten nähern: ein Mann und eine Frau in zerrissener Kleidung, die Mundpartien mit Schals verdeckt. Die Schwerter an ihrer Taille sehen dagegen gut gearbeitet und scharf aus.

»Sir!«, zischt der Mann. »Gebt mir Eure Geldbörse.«

Ich erstarre vor Angst, als Cyrus sich vor mich schiebt.

»Entfernt Euch!«, befiehlt er. »Ich habe nichts für Euch.«

Der Mann zieht sein Schwert. »Dann eben die Lady.«

Auch ich habe kein Geld dabei, doch ich trage immer ein juwelenbesetztes Kreuz um den Hals, das ich nun abnehme und dem Mann reiche.

Hastig greift er danach und reißt beinahe die Kette ab. »Das ist alles!« Grunzend dreht er den Kopf und spuckt aus.

»Mehr habe ich nicht«, erwidere ich mit zitternder Stimme. Bevor ich ihm ausweichen kann, hält er mich mit einem Arm umschlungen. Seine Zähne sind faulig, und ich kann den Alkohol in seinem Atem riechen.

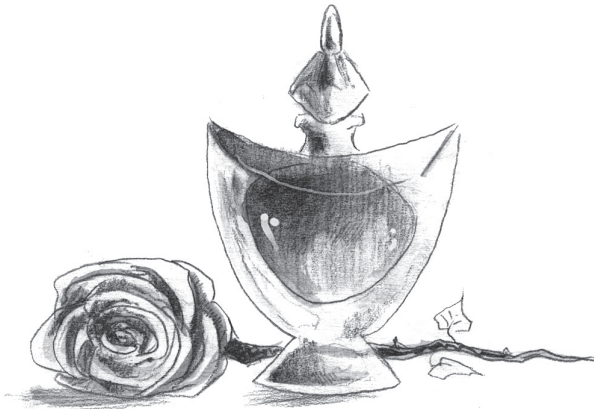
»Lasst sie los!«, schreit Cyrus und eilt mir zu Hilfe.

In einer fließenden Bewegung entreißt er der Frau ihr Schwert, versetzt dem Mann einen Tritt und stößt ihm das Schwert in den Bauch. Sein Blut, übelkeiterregend warm, spritzt auf die Vorderseite meines Kleides. Wir sehen zu, wie der Körper des Schurken erschlafft.

Cyrus und ich blicken uns an, als er die Augen plötzlich erschrocken aufreißt. Zum zweiten Mal an diesem Abend verändert sich meine Welt für immer.

Zu sagen, dass der kleine Dolch der Frau meinen Rücken durchbohrt, klingt zu harmlos, so, als ob sie mir die Ohrfläppchen durchstechen würde. Der Schmerz explodiert in mir. Ich fühle, wie die Klinge in mich eindringt und am Knochen entlangschabt, spüre, wie mir das Blut heiß den Rücken entlangrinnt, im Rhythmus meines Herzens aus mir hinausgepumpt wird.

Da schlägt Cyrus die Frau nieder. Sie fällt schwer zu Boden,



ihr Kopf trifft hörbar auf einem Stein auf, und sie bleibt bewegungslos liegen.

Ich sinke auf die Knie und blicke hinauf in den Himmel, wo der Mond so hell scheint, als ob nicht gerade etwas Schreckliches geschehen wäre.

Cyrus umfasst mich mit beiden Armen, sein Atem streift über mein Gesicht, als er Druck auf die Wunde ausübt. Das Blut strömt über seine weißen Finger und färbt sie tiefrot.

Wie durch einen Schleier sehe ich, dass er seine Tunika aufreißt und die kleine Phiole hervorzieht. Nebel umgibt mich, als ich die Augen schließe.

»Ich werde dich retten, Sera. Bleib bei mir!« Er lässt einen Tropfen der Flüssigkeit auf eine Fingerspitze fallen und hält sie mir an die Lippen.

Als der Finger meine Zunge berührt, schreie ich vor Schmerz auf. »Was ist das für ein Gift?«, frage ich keuchend.

»Es ist ein Elixier«, erklärt er hastig. »Mein Vater und ich haben es während des Schwarzen Todes entwickelt. Als er krank wurde, haben wir ihn damit gerettet. Den Körper, den du kennst – er wurde nicht damit geboren.«

Ich fühle einen Ruck, als meine Kehle zu brennen beginnt.

»Ich stehe in Flammen!«

»Das ist die Silberschnur, die deine Seele an deinen Körper bindet«, sagt er eindringlich. »Dieser Trank durchtrennt sie. Bald wirst du frei sein.«

Ich beginne, mich schwerelos zu fühlen, als ob ich in den Himmel aufsteigen, als ob ich mich zu den Planeten auf ihren freudigen Umlaufbahnen gesellen könnte.

»Sera, bitte geh nicht!«

Ich höre Cyrus' Stimme, doch sie klingt irgendwie bedeu-

tungslos. Ich will ihm erklären, wohin ich gehe: zu den Sternen. Er könnte mich begleiten.

Als er die verlotterte Frau aufrichtet und vor mich hält, reiße ich mich von meinen Gedanken los. Er will, dass ich sie küsse. Was für eine lächerliche, empörende Vorstellung. Ist sie denn nicht tot? Bin ich nicht tot?

Nein, erkenne ich langsam, als ich zur Erde zurückkehre. Sie ist am Leben, hat beim Sturz nur das Bewusstsein verloren. Ich weiß nicht, warum, doch ich gehorche Cyrus und küsse die Frau, bis ich etwas Süßes schmecke. Dann habe ich plötzlich das Gefühl, als ob die Welt explodiert. Donner ertönt, und es klingt, als feuerte eine ganze Schiffsflotte all ihre Kanonen gleichzeitig ab. Ich bewege mich, schwanke durch Raum und Zeit, und dann ist es auf einmal totenstill. Auf wundersame Weise ist der Schmerz in meinem Rücken verschwunden.

»Sera, öffne die Augen«, befiehlt mir Cyrus.

Unter großer Kraftanstrengung gehorche ich, doch ich begreife nicht, was ich da sehe: meinen Körper, wie er bleich und kalt auf den Steinen liegt, das Kleid blutdurchtränkt.

Ich bin ein Geist, denke ich panisch. Es kann nur diese eine Erklärung geben. Bis auf die Tatsache, dass meine Finger meine Wange berühren, als ich sie an mein Gesicht hebe. Aber es ist gar nicht meine eigene Hand – sie ist schmutzig, mit abgesplitterten Nägeln. Irgendwie bin *ich* jetzt die dreckige Diebin.

Ich rappele mich auf, plötzlich erstarrt. »Ich verstehe nicht.«

Cyrus steht vor mir. »Sera, du bist am Leben. Wenn ich recht habe, wirst du nie sterben müssen.«

»Aber mein Körper ...«

Er zögert einen Moment lang. Dann nimmt er ihn und wirft ihn in die Themse, wo er mit einem lauten Klatschen auf dem Wasser auftrifft. »Es ist der einzige, den du jemals zurücklassen wirst. Dein neuer Körper ist anders, nicht länger menschlich oder mit deiner Seele verbunden. Wenn er dir nicht mehr dienen kann, wird er zu Staub zerfallen.«

Cyrus' Worte umwehen mich, doch ich verstehe nicht, was er mir sagen will.

In diesem Moment höre ich die panische Stimme meiner Mutter in der Stille der Straße.

»Seraphina Ames! Sera, wo bist du?«

Cyrus wird ungeduldig. Er packt meine Hand und zieht mich weg. »Seraphina, wir müssen gehen.«

Da ich nicht weiß, was ich sonst tun sollte, laufe ich hinter ihm her.

»Leb wohl«, flüstere ich meiner Mutter zu, aber sie kann mich natürlich nicht hören. Niemals wird sie ihre Tochter wiederssehen.

Kapitel 1

San Francisco – Gegenwart

Der Spätherbsttag ist ungewöhnlich heiß für San Francisco. Der Morgennebel hat sich gelichtet, und die Sonnenstrahlen bescheinen meine bleiche Haut, wärmen sie jedoch nicht. Im letzten Jahr bin ich kreidebleich geblieben, egal wie viel Zeit ich in der Sonne verbracht habe. Außerdem friere ich andauernd. So ist es immer, wenn der Tod naht. Ich habe diesem Körper die Hölle zugemutet.

Ich zucke zusammen, als ich mich auf einer der Liegen zurücklehne, die um den Pool auf dem Dach meines Apartmentgebäudes aufgestellt sind. Der monströse Glasturm mit den getönten Fensterscheiben erhebt sich zwischen den Häusern im Künstlerviertel South of Market. Das Sonnenlicht reflektiert auf der Wasseroberfläche, aber für mich ist es fast zu hell, selbst mit der großen Sonnenbrille. Blinzelnd beobachte ich einen Kolibri, der blitzschnell zwischen den purpurroten Blüten der Trichterwinden hin und her flattert, die aus den verzinkten Blumenkästen vom Flohmarkt aufragen. Ich bin immer wieder verzaubert, wenn Vögel den Weg hierher finden, in den zwanzigsten Stock mitten in der Stadt. Woher wusste der kleine Kerl, dass es hier Blumen gibt? Hat ihn der Instinkt nach oben geführt oder pures Glück?

Wenn ich versuche wegzufiegen, werde ich dann genauso viel Glück haben und finden, wonach ich suche?

Dieses Leben – die ständige Kälte, der Schmerz, der in regelmäßigen Abständen meine Gelenke durchzuckt, meine Kurzatmigkeit – hat mir die Entscheidung abgenommen. Ausnahmsweise ist mein Körper genauso erschöpft wie meine Seele. Seit sechshundert Jahren zerre ich sie nun schon über die Erde – es ist wahrlich an der Zeit, dieses Leben zu verlassen und herauszufinden, was danach kommt. Ich müsste lügen, würde ich behaupten, dass ich keine Angst habe, doch bei jedem Gedanken daran durchläuft mich ein freudiger Schauer. Es ist so lange her, seit ich mich zuletzt ins Unbekannte gewagt habe.

»Ich kenne diesen Blick. Woran denkst du?«, fragt meine beste Freundin Charlotte, als sie durch die Glastür auf die Dachterrasse tritt. Sie hat ein Tablett mit Eistee in der Hand; die Feuchtigkeit perlt wie zittrige Diamanten an den Gläsern herab. Als ich eines nehme, fallen die kleinen Tropfen zu Boden und verdampfen zischend.

Ich schiebe mir die Sonnenbrille ins dunkle Haar und lächle. »An nichts«, lüge ich. »Ich genieße nur die Sonne.«

Ich kann niemanden in meinen Plan zu sterben einweihen, nicht einmal Charlotte. Cyrus würde mich nie gehen lassen. Nicht ohne einen Kampf, den ich ganz sicher verlieren würde. Mehr als alles andere auf der Welt will ich endlich frei sein von diesem Mann, der mich mit seinen Fäusten kontrolliert, mit seinen Worten, seinem eisernen Willen – dem Mann, der mich zu dem gemacht hat, was ich bin.

Charlotte sieht mich aus zusammengekniffenen haselnussbraunen Augen an, erwidert jedoch nichts. Nach zwei Jahrhunderten Freundschaft kann ich ihr nichts verheimlichen, aber ich weiß auch, dass sie mich nicht drängen wird. Ich

schätze ihr Verständnis und ihre Akzeptanz; das werde ich am meisten vermissen, wenn ich das alles hier hinter mir lasse. Das und den Sonnenschein, doch ich kann es mir nicht leisten, an das zu denken, was ich verliere, wenn mein Plan funktionieren soll.

Charlotte geht auf der Dachterrasse umher und bietet unseren Freunden ebenfalls Getränke an. Jared zieht eine Flasche hervor, um seinen Drink etwas aufzupeppen. Mit den Steckern und Ringen, die sich sein Ohr entlangziehen wie eine felsige Küste, sieht er ganz wie der Pirat aus, der er bei unserer ersten Begegnung im Jahr 1660 war. Amelia lehnt ab, ihr weißblondes Haar glänzt in der Sonne, ihre tiefe Bräune ein harter Kontrast zu meiner weißen Haut.

Als sich Charlotte Sébastien nähert, der seine langen Dreadlocks im Nacken zusammengebunden hat, huscht ein schüchternes Lächeln über ihr Gesicht. Er lehnt an dem orangefarbenen Geländer, das die Terrasse umgibt. Ich bemerke, wie seine Finger die ihren streifen, als er sich einen Eistee nimmt. Peinlich berührt schüttelt sie den Kopf, wobei ihr die kupferroten Locken ins Gesicht fallen.

Ich habe ihr rotes Haar schon immer gemocht, das sich kaum von den Haaren unterscheidet, mit denen sie geboren wurde. Wir alle haben eine ähnliche Erfahrung hinter uns. Als Cyrus uns zu Wiedergeborenen machte, versuchten wir uns eine Zeitlang an den verschiedensten Körpern. Alt, jung, männlich, weiblich. Doch dies war für uns alle zu verwirrend, so dass wir uns nach und nach für Erscheinungsformen entschieden, die unserem früheren Selbst ähnelten. Ich bin seit Jahrhunderten eine Inkarnation meiner selbst – braune Augen, lange braune Haare.

Wieder öffnet sich die Glastür, und Cyrus, unser Anführer, gesellt sich zu uns. Er trägt ein gut geschnittenes schwarzes Hemd, das sein platinblondes Haar und seine große, schlanke Gestalt betont. Um den Hals trägt er die Phiole mit dem Elixier, mit dem er uns zu Wiedergeborenen gemacht hat. Man kann ihn durchaus attraktiv nennen, aber der Zauber, den ich bei seinem Anblick einst verspürt habe, ist längst verfliegen.

Er setzt sich neben mich, mustert mich mit seinen eisblauen Augen und fährt mir besitzergreifend mit der Hand durchs Haar. Ich erschauere, zucke jedoch nicht zurück. »Ich möchte mit euch über Seras Party reden«, erklärt er uns.

Ja, die Party zu meinen Ehren. Auch wenn es angemessener wäre, von Hinrichtung zu sprechen.

Als ich mich aufsetze, spannen sich meine Muskeln unter der Anstrengung an, und für einen Moment wird mir schwindelig. Ich sehe den Kolibri als unscharfen roten Fleck zwischen einigen Lilien umherflattern, während sich mein Blick langsam klärt.

»Sie wird im *Emerald City* stattfinden«, verkündet Cyrus, und Amelias Augen leuchten auf.

Das *Emerald City* ist der exklusivste Nachtclub in San Francisco, an dessen Türen schon Schönerer und Berühmtere als Cyrus abgewiesen worden sind.

Jared stößt einen leisen Pfiff aus und zieht seinen Stuhl mit einem ohrenbetäubenden Kreischen näher zu Cyrus. »Wir ziehen alle Register, hm?«

Amelia kichert und räkelt sich in der Sonne. »Es passiert ja nicht so oft, dass die heilige Sera geruht, einen neuen Körper anzunehmen.«

Ich höre einen gemeinen Unterton heraus, doch ich ignoriere es. Sie hat ja recht. Ich habe diesen Moment so lange wie möglich vor mir hergeschoben. Wir haben ungefähr zehn Jahre in einem Körper, selbst wenn er krank, gebrochen, von jahrelangem Missbrauch gezeichnet sein sollte, wenn wir ihn uns nehmen. Sobald wir unsere Seelen übertragen, erneuert sich der Körper. Aber die Energie, die wir in die Heilung unserer neuen Hülle investieren, ist auch ihr Untergang und führt nach fünf oder längstens zehn Jahren zu Organversagen. Im Gegensatz zu meinen Freunden versuche ich, so lange wie möglich in einem Körper zu bleiben und nicht so beiläufig in einen neuen zu schlüpfen wie in ein neues Kleid. Selbst Charlotte bereitet das Töten keine Gewissensbisse. *Nur so können wir am Leben bleiben*, sagt sie. *Warum also diese Gabe nicht in Anspruch nehmen?*

»Mein kleiner Liebling«, murmelt Cyrus liebevoll und zieht mich auf seinen Schoß. Ich versuche, bei seiner Berührung nicht zusammenzuzucken. »Ich werde diesen Körper vermissen. Nur noch eine Woche. Keine Angst, wir werden einen ebenso schönen für dich finden.«

Amelia blickt finster zur Seite.

Er liebt mich, daran habe ich nie gezweifelt. Ich bin sein Prüfstein, seine einzige Verbindung zu seiner Vergangenheit, zu dem Körper, mit dem er geboren wurde. »Seraphina, ohne dich würde ich sterben«, hat er zu mir gesagt und mich in Umarmungen erstickt, die blaue Flecken zurücklassen würden.

Was wird er tun, wenn ich weg bin?

Jared und Sébastien wird es gutgehen, solange sie seine Anweisungen befolgen. Amelia wird mir nicht nachtrauern –

sie hatte immer schon ein Auge auf unseren Anführer geworfen. Um Charlotte mache ich mir allerdings Sorgen. Cyrus hat sie nie gemocht.

Ich habe Charlotte zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts in New York kennengelernt, als ich ihr auf dem Markt in Five Points Blumen abkaufte und mich, sehr zu Cyrus' Missbilligung, mit ihr anfreundete. Ich kaufte ihr Kleider, die sie sich allein nie hätte leisten können, und sie vergalt es mir mit Geschichten über ihre sieben Brüder. Als sie eines Morgens nicht an ihrem Stand erschien, ging ich zu ihr nach Hause und fand sie und ihren jüngeren Bruder Jack an Scharlach erkrankt vor.

Ich flehte Cyrus an, sie retten zu dürfen, und schließlich willigte er ein, um mich zum Schweigen zu bringen. Ich glaube nicht, dass er über die Konsequenzen nachgedacht hat – dass ich endlich eine Verbündete haben würde, jemanden, der mein wahres Ich kannte. Ich verwandelte Charlotte in eine Killerin, um nicht länger allein zu sein, und das sollte ich bis in alle Ewigkeit bereuen.

Der Kolibri erreicht das Geländer, taucht darunter hindurch und flattert in den Himmel. Ich ertappe Amelia dabei, wie sie ihn beobachtet. Vor ihrer Verwandlung durch Cyrus war sie Trapezkünstlerin und verdiente mit »Fliegen« ihren Lebensunterhalt.

Cyrus wendet sich uns zu. »Amelia, du bist für die Gästeliste zuständig. In enger Absprache mit mir, natürlich.« Sie strahlt. »Seraphina soll eine möglichst große Auswahl haben.«

Er meint wohl eher sich selbst, denn wie immer wird er jemanden für mich aussuchen. Er hat einen Lieblingstyp: ger-

tenschlank, lange, dunkle Haare, olivfarbene Haut. Vermutlich ein gescheitertes Model, das sich den Drogen zugewandt hat, oder ein aufstrebender, leicht verrückter Dichter, der seinen dreißigsten Geburtstag nicht erleben sollte. Ich habe schon vor langer Zeit aufgehört, mir Gedanken darüber zu machen, wie mein Körper aussieht; mir ist nur wichtig, dass mein neuer Spender entweder nicht mehr leben will oder es nicht verdient.

Ich habe nur einen Wunsch. »Amelia«, sage ich, »bitte lade keine ganz jungen Leute ein.«

Sie grinst mich süffisant an, doch es wirkt nicht grausam. Nur sachlich. »Keine Angst, du kannst danach gleich zur Beichte gehen.«

»Jared«, fährt Cyrus fort, »du bist für die Sicherheit zuständig. Die Leute vom Club will ich nicht – wir brauchen eine Security, die diskret ist.«

»Natürlich, Cy.« Jared nickt und schiebt sich das schwarze Haar aus dem tätowierten Nacken.

Bei dem Wort »Security« schießt mir ein heftiger Adrenalinstoß durch den Körper. Jared wird keine halben Sachen machen. Er weiß, dass es keine normale Party sein wird. Jemand wird sterben.

Ich versuche, meinen viel zu schnellen und zu flachen Atem wieder zu beruhigen und mich zu zwingen, nicht länger mit dem schweren Ring an meiner linken Hand zu spielen. Der antike Granatstein funkelt in der Sonne wie ein Glas Rotwein – oder Blut.

Ich habe Cyrus vor ein paar Wochen gefragt, ob er ihn mir kauft, an einem nebelverhangenen Tag in Hayes Valley. »Eine viktorianische Antiquität«, hat die Verkäuferin ihn

angepriesen. Als ein anderer Kunde ihre Aufmerksamkeit forderte, dankte ich ihm im Stillen, dass er sie von weiteren Erläuterungen abhielt. Denn der Ring war mehr als nur viktorianischer Tand. Er war ein Giftring mit einem Geheimfach unter dem blutroten Stein. Es bot zwar nur Platz für eine winzige Menge Pulver oder eine einzige Pille, doch es würde reichen.

Sébastien, der bis jetzt geschwiegen hat, wirft mir einen besorgten Blick zu. »Alles in Ordnung? Du wirkst müde.« Neben mir fühle ich, wie Cyrus erstarrt.

»Es geht ihr gut«, antwortet er kalt. »Nicht wahr?«

Ich spüre die Wut, die unter seiner Haut brennt. Er hasst es, wenn außer ihm jemand zu wissen glaubt, was ich fühle, als ob ihm allein das Recht auf diese Fähigkeit zustünde.

Ich lächle schwach. »Ich bin nur ... ein bisschen aufgeregt.«

Cyrus seufzt schwer und erhebt sich; die Sonne umgibt sein platinblondes Haar wie einen Heiligenschein. »Für heute bin ich wohl fertig. Wir werden später weiter darüber sprechen. Sébastien, du kümmerst dich um die DJs.«

Ein Lächeln huscht über Sébastiens Gesicht, was nur selten vorkommt, und die weißen Zähne bilden einen strahlenden Kontrast zu der dunklen Haut. Musik zählt zu den wenigen Dingen, die ihm wichtig sind. Musik und Charlotte. Wenn ich weg bin, wird er sie hoffentlich trösten – und beschützen. Sollte Cyrus den Verdacht hegen, sie könnte etwas mit meiner Flucht zu tun haben ... nun ja, er hat schon aus geringeren Anlässen getötet.